

Sprachpolitik

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1977)**

Heft 3

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Denkwürdiges für Deutschschweizer

Der Zweite Weltkrieg liegt mehr als dreißig Jahre zurück, und immer noch muß ein heiratsfreudiger Eidgenosse, der eine nördliche Nachbarin zum Altar führen will, das besorgt-vorwurfsvolle „ausgerechnet eine Deutsche“ von „wohlmeinenden“ Verwandten und Bekannten über sich ergehen lassen. Schweizer und Deutsche, Vettern in der Großfamilie deutscher Zunge, lebten bis vor wenigen Generationen in freundnachbarlichem Gespräch neben- und miteinander. Riefen schon die „alldrutschen Bestrebungen“ Bismarcks schweizerische Politiker zur Wachsamkeit auf, so ließen Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg den Golfstrom freundschaftlicher Gefühle erkalten. Diese Erhaltung ist von manchem Deutschschweizer, besonders der älteren Generation, bis heute nicht gewichen. Die tiefe Antipathie gegen das Hitlerdeutschland hat er auf alles Deutsche schlechthin übertragen, sogar auf die deutsche Sprache. Und die Deutsche, die ins Land kommt als „Schweizerin aus Liebe“ und von den sprachlich Verwandten ein herzliches Willkommen erhofft, stößt auf Ablehnung, einer Mischung aus Vorurteil und Nachtragen, kurz: einer Mixtur aus Emotion und Ressentiment. Die sprachliche Barriere türmt sich als schier unüberwindbar vor ihr auf. Je nach Vorbildung flüchtet sie sich ins Französische — *et elle est partout la bienvenue* —, vielleicht sogar ins Englische. Und der Schweizer wird alle Sprachkrümelchen zusammenkratzen, um der Fremden hilfreich zu sein. Nur mit der Deutschen deutsch sprechen, auch wenn er es neun Jahre lang in der Schule gelernt hat, tut er so ungern, daß selbst der forschesten Deutschen der Mut zum Dialog sinkt.

Manche Deutsche in der Schweiz, die doch wahrhaftig nicht aus Schwaben stammt, muß den „Schwaben“ über sich ergehen lassen. Da bleibt nur noch die Zuflucht zu Weltmann Goethe, welcher der also verunglimpften Landsmännin den einfachen Rat erteilt: „Auf einen groben Klotz — ein grober Keil.“ Auch für die nadelfeinen Geschosse, die „dütsch und dütlich“ auf die Teutonin abgeschossen werden, leistet Johann Wolfgang Schützenhilfe: „Auf einen Schelmen — anderthalbe“, verordnet er.

Sprache dient der Verständigung, und gerade an ihr scheiden sich die deutschen und schweizerischen Geister. Anstrengungen gegen das sprachliche Malaise sind unternommen worden: von beiden Seiten. Die Schweiz bietet dem Lernwilligen Dialektkurse an, und vor allem die Deutsche besucht sie. Aber es ist vertrackt: die kehligen Laute wollen nicht kommen, der behäbige Tonfall stellt sich nicht ein. Der Schweizer Ehemann der Germanin gibt nicht auf — zu jedem Weihnachtsfest beglückt (?) er die Gattin, die mit der Sprache auch schweizerisches Denken und Fühlen erlangen möchte — mit einem neuen Band des alten Tavel. Noch unter dem Baum des Friedens läßt er „sis Fraueli“ aus dem urchigen Geschenk vorlesen, bis, zu aller Erlösung, die verglimmenden Kerzen dem zweifelhaften Genuß ein Ende machen. — Doch auch Tavel erschöpft sich gelegentlich einmal.

So bleibt dem sprachlich nicht ganz harmonisierenden Paar nur die Hoffnung, gemeinsam den Ort zu finden, von dem Gottfried Keller schwärmt: „Wohl mir, daß ich dich endlich fand, du stiller Ort am alten Rhein, wo ungestört und ungekannt ich Schweizer darf und Deutscher sein.“

Dörte Wernli („*Berner Nachrichten*“)